

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Rubrik: Theater und Konzert

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das alles soll uns der in moderner Bedeutung erstehende Poverello sagen, der aus dem differenzierten, strahlenden, lebenden Urgrunde sich abhebend, an der Quelle sitzend, den schönen Vögeln predigt, die ihre Größe, ihren Glanz und ihr Leben selbst durch die Erschaffung aus seinem Haupte empfangen haben. Sie umkreisen ihn gleich einer lebendigen Sonnenkrone, die größer ist als seine Gestalt selbst. Nietzsche weist darauf hin, dass unsere Entwicklung über uns hinausführt.

KÜSNACHT

FRANZ RIKLIN

■ ■ THEATER UND KONZERT ■ ■

ZÜRCHER SCHAUSPIEL. Man darf es offen gestehen: die Berliner Berichte über Carl Sternheims dreiaktige Komödie *Der Snob* hatten mehr versprochen, als dann die hiesige Aufführung hielt. Und das lag doch wohl nicht an den Darstellern, sondern an dem Stück. Gewiss, ein gescheiter Mensch hat das geschrieben. Geist blitzt auf. Einzelne Szenen haben wirklich Komödienstiel. Daneben aber stehen wieder Sachen, die man schwer verdaut. Die scharfe, unerbittliche Linie des rücksichtslosen, kalten Strebers, Christian Maske wird stellenweise arg zerrissen zugunsten von Einzelheiten, die ins Schwankhafte, ins Spielerische, ins Unglaubliche versinken. Sternheim nennt seinen erfolgreichen Ehrgeizigen einen Snob. Herr Maske gibt viel auf tadellos sitzende Krawatten, und seine Geliebte (der er dann, als er zu höhern Sphären emporsteigt, den schlichten Abschied gibt) dient ihm als *arbiter elegantiarum*; die Wahl des richtigen Briefpapiers und die Rhythmisierung der Prosa einer Antwort auf eine Einladung (die um dieser Rhythmisierung willen aus einer Zusage zu einer Absage wird!) sind ihm hochernste Dinge. Das alles passt gewiss zu dem Begriff des Snob, wie

er uns geläufig ist; aber auch zu einem so kalten, berechnenden, geschäftsmäßigen Empordrücker wie Maske?

Als Thackeray einst seine *Snobs of England* schrieb, da schien ihm das Wesen eines Snob darin zu bestehen, dass der Snob *meanly admires mean things*, und es bildet das eigentliche Leitmotiv seines Snobbuches, diejenigen lächerlich zu machen, die es als das höchste Ziel ihres Strebens betrachten, in die sogenannte gute Gesellschaft zu kommen. „Die City Snobs haben die Manie aristokratischer Heiraten.“ Und die neugebackene Lady de Mogyns ist sehr rücksichtslos im Verleugnen und Abschütteln und Opfern der nach ihrer Meinung sie kompromittierenden Verwandten. Gerade wie es Christian Maske mit seinen Eltern macht, die er am liebsten gleich zu den Toten werfen würde, als es sich für ihn um die Heirat mit der Tochter eines nichtshabenden Grafen handelt. Aber: das Verhöhnen des *bourgeois-gentilhomme* ist doch schließlich nicht das Absehen Sternheims. Dazu hat er seinem Snob viel zu ausgeprägte Züge des klug durchtriebenen Geschäftsmannes gegeben, für den die Heirat mit der Grafentochter keines-

wegs Befriedigung einer törichten Eitelkeit bedeutet, sondern eine Etappe auf dem Vorwärtsweg zu neuer Machtstellung. Bei Thackeray heißt es: Der Snob ist der Frosch, der sich zum Ochsen aufzublasen versucht. Derlei gewagte Experimente wären Christian Maskes Sache nicht.

Schade, dass so in diesem Stücke Scharfgeschautes und Burleskes durcheinanderwirbeln; dass Komödie und Schwank sich immer wieder ablösen. Auf diese Weise kommt ein derart gemischter, unreiner Eindruck zu stande, dass gerade das Charakteristische, das Hervorragende des Stük-
kes: die Zeichnung eines skrupel-

losen Strebers immer wieder zugunsten billiger Situationskomik verwischt wird und das liebe Auditorium gar nicht klar darüber ist, ob es einen grausamen Sittenschilder oder einen amüsanten Lustigmacher vor sich hat.

Übrigens: auch die Komödie *Die Kassette* — das einzige Stück Sternheims, das ich aus der Lektüre kenne — scheint mir unter dieser Stilmischung zu kranken, zum bedauerlichen Schaden eines offenbar ungewöhnlich begabten Kopfes, dem man das Zeug zu einer echten, konsequenten Charakterkomödie durchaus zutraut.

H. TROG

NEUE BÜCHER

JOSEPH REINHART. *Im grüene Chlee*. Verlag A. Franke. Bern 1913.

Ländliches Leben gelangt mit den so betitelten Liedchen zum Ausdruck. Wieder ist es das Leben nachdenklicher, zart veranlagter und gemütvoller Menschen. Blumige Bauerngärtchen, sonntägliche Feldwege, blaue Waldsäume empfangen den Gruß ihrer Sehnsucht und Heimatreue, gewahren ihr Jugendglück.

Drü Chüeli uf der Matte,
Es Wäldli nebedra,
My Schatz und ig, mer hüete se,
Mer möge se-n-erbha.

Die Sprecher dieser Liedchen befragen das Glockengeläute, die Stimme des Windes, das Rauschen des Mühlbachs. Es sind Menschen mit tröstlichen nächtlichen Träumen, mit schüchternen Hoffnungen, zarten Gewissen. Anderseits steht ihnen ein herzhafter Chilbispass und eine schelmische Mädcheblaune trefflich.

Mit liebevoller Versenkung in die Volksseele, glücklich charakterisie-

rend und vom Geiste der Mundar
meist trefflich beraten, verleiht der
Dichter ihnen die Gabe, ihre Stim-
mung und Lebenslage einprägsam
kund zu geben. Gleichzeitig lösen
sie anmutige Bildwirkungen aus. Eine
klagende Volksliedgestalt sitzt die
müde Schnitterin im abendroten
Felde:

Wenn mer z'Obe d'Frucht ybringe,
Ghöre-n-i syni Chindli singe.
Es chönti sy!
So wäre si my!
O wenn ig doch im Chilchhof wär!

Die Glücklichen, die im Maienland
ihr Heim beschauen, fassen sich bei
der Hand : „Du säg mer, gäll, 's isch
wohr?“ „Ha d'Mueter gfroggt, was
d'Liebi syg“, erzählt das Mädchen:

's syg öppis für zum Ploge,
Aber wenn sie nomols jung chönnt sy,
Sie wett's no einisch woge.

Der Geißbub und der „Chilbiknab“, der glückliche junge Vater, der arme Fabrikarbeiter („Es ist a längi Woche Und d'Redli laufe schwär!“), das